



Prof. Dr. Stefanie Wesselmann

Wissenschaftsstadt: ein neues Leitmotiv für die Stadtentwicklung



Spätestens seit der breiten Rezeption, die das 2002 erschienene Buch von Richard Florida (*The Rise of the Creative Class*) erfahren hat, ist die Bedeutung von Wissenschaft und Kreativität für die Stadtentwicklung in vielen Kommunen erkannt worden. Städte und Regionen konkurrieren in zunehmend globalem Maßstab um Hochqualifizierte, um die Ansiedlung von Hochschulen, Forschungseinrichtungen und um innovative Unternehmen. Deshalb versuchen sich viele Kommunen mittlerweile als Wissenschaftsstandort zu profilieren. Die Autorin geht der Frage nach, was eine Wissenschaftsstadt von einem Wissenschaftsstandort unterscheidet und welche unterschiedlichen kommunalen Strategien sich in diesem Feld unterscheiden lassen.

Die beschriebene Thematik hat vielfältige Bezüge zum Arbeitsbereich „Integration und Bildung“ des vhw Städtenetzes, denn entscheidende Voraussetzungen für den Erfolg im Innovationswettbewerb der Wissensgesellschaft sind Standortqualitäten wie Toleranz und soziokulturelle Diversität.

Die „Wiederentdeckung“ des (Stadt-)Raums in der Wissensgesellschaft

Zu den klassischen Produktionsfaktoren Kapital und Arbeit, welche vornehmlich die Industriegesellschaft charakterisieren, gesellt sich in der Wissensgesellschaft der Produktionsfaktor Wissen, dessen große Bedeutung sich aus seiner Relevanz für Innovation und technischen Fortschritt ergibt. Die Wissensgesellschaft betont die Notwendigkeit lernender Organisationen, die Wichtigkeit wissens- und kommunikationsintensiver Tätigkeiten sowie den Wert hochqualifizierter Mitarbeiter.

Von Nutzen ist es, in diesem Zusammenhang zwischen explizitem und implizitem Wissen zu unterscheiden. Explizites Wissen – z.B. in Dokumenten und Programmen vorliegend – ist objektiviertes Wissen, das unabhängig von persönlicher Kommunikation transferiert werden kann. Unter implizitem Wissen (*tacit knowledge*) hingegen ist das Wissen zu verstehen, das an die speziellen Kenntnisse, Erfahrungen und Bewertungen einer Person gebunden ist und deshalb nur durch Kommunikation ausgetauscht werden kann.

Mit dem Übergang von der Informations- zur Wissensgesellschaft hat der (Stadt-)Raum als wichtiger Ort des Wissensaustauschs stark an Bedeutung gewonnen. Die Informationsgesellschaft konzentrierte sich primär auf kodifizierte Informationsprozesse und den Ausbau der technischen Infrastruktur. Damit schrumpfte der soziale Raum [...] „*ten- denziell zur vernachlässigbaren temporären location für die*

Hardware von Kommunikations- und Informationsmedien“ [...] (Matthiesen/Bürkner 2004, S. 67). Dies fand seine siedlungsstrukturelle Entsprechung u.a. in solitären Campus- und Technologiepark-Lösungen „auf der grünen Wiese“.

Ende der neunziger Jahre war diese Bewegung, die mit einem Bedeutungsverlust konkreter Räume einherging, gestoppt und sah sich von einer Gegenbewegung abgelöst. In der Wissensgesellschaft rücken die impliziten, die nicht kodifizierbaren Wissensformen, die an Personen – die sogenannten „Wissensträger“ – gebunden sind, ins Zentrum. Diese „Wissensträger“ – die sich vorrangig aus den Sinus-Milieus „Moderne Performer“, „Etablierte“ und „Postmaterielle“ rekrutieren – können i.d.R. überall auf der Welt arbeiten; sie bevorzugen aber bestimmte, meist urbane Lebensräume und suchen den persönlichen Austausch mit anderen „Wissensträgern“. Damit entscheiden nicht nur vorhandene Wissensstrukturen, sondern auch urbane Qualitäten über Anziehung und Bindung von Wissen an Stadtregionen (Matthiesen/Bürkner 2004, S. 65 ff.).

In der regionalökonomischen Literatur besteht Einigkeit darüber, dass urbane Zentren und Ballungsräume die Entstehung von Innovationen und den dafür notwendigen Wissensaustausch fördern. Seit den 1980er Jahren haben neuere Ansätze aus der Wachstumstheorie, der Innovations- sowie der Regionalökonomie die lokale bzw. regionale Verfügbarkeit von Wissen ins Zentrum der Argumentation gerückt (u.a. Behr 2004). Es ist davon auszugehen, dass Städte und Regionen, die ein hohes Potenzial an Wissenschaft und Forschung aufbieten können, ökonomisch erfolgreicher sind als Orte ohne diese Ausstattung. Die wirtschaftlichen Erträge, die hierbei zu Buche schlagen, verdanken sie nicht zuletzt der „ansässigen“ Wissenschaft und Forschung und deren positiver externer Effekte (Wissensspillover).



In neuerer Zeit hat sich das Bewusstsein dafür geschärft, dass die harten Standortfaktoren wie beispielsweise die Infrastruktur allein nicht mehr ausreichend sind, um wirtschaftlichen Wohlstand und Wettbewerbsvorteile zu erklären, da das Zusammenspiel der Faktoren, die auf die wirtschaftliche Entwicklung Einfluss nehmen, deutlich komplexer geworden ist.

Gelungene Integration und gelebte Toleranz als zentraler Standortfaktor in der Wissensgesellschaft

Die kommunale Strukturpolitik hat starke Impulse durch den amerikanischen Städteforscher Richard Florida erhalten, der einen Zusammenhang zwischen der räumlichen Konzentration kreativer Menschen und städtischer Innovations- und Wachstumsmöglichkeit postuliert. Er sieht einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Prosperität und der Ansiedlung hoch qualifizierter und kreativer Menschen. Im Kern besagt seine Theorie, dass durch das Aufeinandertreffen und Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller Hintergründe und Ausbildungskarrieren die Entfaltung neuen Wissens stimuliert und der Innovationsprozess positiv beeinflusst wird. Florida, der sich bei seinen Überlegungen bewusst von klassischen Wachstumstheorien entfernt, setzt neue Impulse durch seine „3T-These“: Talent, Technologie und Toleranz sind für ihn die entscheidenden Faktoren für ökonomischen Wohlstand. Die Entfaltung von Kreativität setzt nach Florida eine offene Grundhaltung gegenüber ethnischen Minderheiten, ein breites Spektrum unterschiedlicher Interessen und Toleranz voraus. Toleranz bedeutet hier besonders die Aufgeschlossenheit gegenüber Gruppen jenseits des Mainstreams. Zugespißt bedeutet dies, dass es in der heutigen Zeit geradezu eine wirtschaftspolitische Notwendigkeit ist, der Bildung von homogenen Stadtteilen entgegenzuwirken.

Nach Floridas Überlegungen sind die Städte erfolgreich, die mit den notwendigen Standortqualitäten wie Toleranz, Offenheit, kulturelle und gesellschaftliche Diversität sowie mit den nötigen weichen Standortfaktoren wie etwa einem hohen Wohn- und Freizeitwert aufwarten können. Gerade für die neue Kaste der sogenannten „Wissensarbeiter“ gilt, dass Beruf und Freizeit nicht mehr strikt getrennt sind, sondern sich gegenseitig bedingen.

Standortfaktor Wissenschaft im Fokus der Stadtpolitik

Eine strategische Ausrichtung auf den Standortfaktor Wissenschaft/Forschung ist auch deshalb für Städte ratsam, da sich die Wirtschaftsunternehmen bei ihren Standortentscheidungen verstärkt an dem Vorhandensein von Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen orientieren, wenn es um Firmenneugründungen, -erweiterungen und -verlagerungen geht. Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen sowie das Vorhandensein eines Pools hoch qualifizierter Arbeitskräfte in

Städten erfüllen die Kriterien sowohl weicher als auch harter Standortfaktoren und entfalten eine enorme Anziehungskraft auf Wirtschaftsunternehmen. Direkte Kontakte und Kooperationsformen, beispielsweise zwischen Unternehmen und den ortsansässigen Universitäten und Hochschulen, haben den Effekt, dass Unternehmen Zugriff auf aktuelle Forschungsergebnisse haben und somit ihre eigenen Innovations- und Modernisierungsprozesse effektiver und effizienter umsetzen können.

Es sind aber nicht nur die Wirtschaftsunternehmen, die Nutzen aus diesen Kooperationen ziehen. Auch die Städte profitieren in vielerlei Hinsicht. Die wissenschaftlichen Einrichtungen, besonders die Hochschulen, sind wichtige Imageträger einer Stadt. Der Zustrom von Studierenden erzeugt „Verjüngungseffekte“, die den negativen Begleiterscheinungen des demografischen Wandels entgegenwirken. Gelingt es den Städten zudem, einen nennenswerten Anteil der Hochschulabsolventen an den Standort zu binden, so entfalten sich i.d.R. weitere positive Effekte wie ein erhöhtes Steueraufkommen oder Kaufkraftzuflüsse.

Zahlreiche Studien heben die ökonomischen Effekte durch Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen hervor. Der „Capital“-Städtetest 2009 titelt mit der Überschrift „Wissen ist Wirtschaftsmacht“ und unterstreicht die Vorteile der mittelgroßen Universitätsstädte wie Münster, Freiburg oder Heidelberg, die sich mit ihren wissenschaftlich exzellenten Einrichtungen und sehr guten Zugängen zu unterschiedlichen Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen gegen die Metropolen des Landes durchsetzen. Auch einzelne Städte analysieren die positiven Effekte durch die „Agglomeration des Wissens“. So ermittelte die Stadt Münster eine jährliche Kaufkraft von 370 Mio. Euro durch ihre über 50.000 Studierenden (146 Mio. Euro. Miete, 76 Mio. Euro Lebensmittel, 30 Mio. Euro Kleidung, 41 Mio. Euro Freizeit, 29 Mio. Euro Anschaffungen, 48 Mio. Euro Lernmittel und Telekommunikation) (van Suntum/Spieker 2006).

Vom Wissenschaftsstandort zur Wissenschaftsstadt

Wissenschaftseinrichtungen alleine genügen nicht! Auf diese sehr kurze Formel lässt sich der Unterschied zwischen Wissenschaftsstandorten und Wissenschaftsstädten bringen, die gleichwohl eine Gemeinsamkeit haben: Sie sind Orte der Wissensproduktion, an denen Hochschulen, Forschungseinrichtungen und/oder Forschungs- und Entwicklungszentren ihren Sitz haben.

Für Wissenschaftsstädte sind nicht nur die Hochschulen relevant. Sie ruhen, bildlich gesprochen, auf drei Säulen: den Hochschulen, den öffentlichen und den halböffentlichen Forschungseinrichtungen sowie den Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen der multinationalen Unternehmen und der zivilen Gesellschaft (Kunzmann 2004, S. 29 ff.).

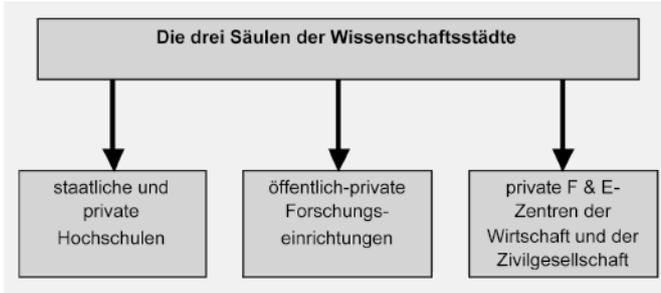


Abb. 1: Drei Säulen der Wissenschaftsstädte

Wissenschaftsstädte „ruhen“ sich aber nicht auf diesem Säulen aus, sondern nutzen den Faktor Wissen(schaft) gezielt für eine wissensbasierte Zukunftsstrategie. Erst wenn die Kommune – Rat, Verwaltung und Bürgerschaft – ihre Wissenschaftseinrichtungen bei der Netzwerkbildung mit anderen gesellschaftlichen Bereichen (auch fern der Wirtschaft) unterstützt, lässt sich der Begriff „Wissenschaftsstadt“ rechtfertigen. Ohne diese aktive Rolle von Stadt(gesellschaft) haben wir es „nur“ mit einem mehr oder weniger guten Wissenschaftsstandort zu tun. Wichtiges Merkmal einer Wissenschaftsstadt ist ein stetiges professionelles Management von Netzwerken durch die Kommune.

Empirische Befunde zu Wissenschaftsstädten in Deutschland

Mit welchen konkreten strategischen und operativen Maßnahmen versuchen Städte, ihr Profil einer Wissenschaftsstadt

zu schärfen? So lautete die Ausgangsfrage eines Forschungsprojektes, das 2009/2010 im Auftrag des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft unter meiner Leitung an der Hochschule Osnabrück durchgeführt wurde. Wichtigste Datenquelle des Projektes war eine schriftliche Befragung aller Städte, die sich im Zeitraum zwischen 2005 und 2009 um den Titel „Stadt der Wissenschaft“ beworben haben. Dieser Titel wird seit 2005 jeweils für ein Jahr vom Stifterverband an eine deutsche Stadt verliehen. Gefördert werden soll damit genau der oben erwähnte Wandel von einem Wissenschaftsstandort zu einer Wissenschaftsstadt, die Fähigkeit der Kommunen, den „Entwicklungsmotor Wissenschaft für die Standortentwicklung zu erkennen und optimal nutzbar zu machen“ (Ausschreibungstext Stifterverband). Dies soll primär durch die Unterstützung von Netzwerken zwischen Politik und Verwaltung, Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur erfolgen.

Bis zum Ende der Studie hatten sich insgesamt 46 Städte um den Titel beworben. Davon nahmen 35 an der Befragung teil. Die hohe Rücklaufquote von 76 % lässt darauf schließen, dass das Thema für die Städte von großer Relevanz ist. Die Annahme war, dass alle Städte, die Wissenschaft und Forschung als zukunftsweisenden Faktor der Stadtentwicklung erkannt haben, sich zumindest einmal um den Titel bewerben würden und man sich deshalb auf die Analyse dieser Teilnehmerstädte beschränken könnte.

Im Zentrum der Befragung stand nicht die Analyse des gegebenen „Inventars“ des Wissenschaftsstandortes (Anzahl der Hochschul- und Forschungseinrichtungen, der Studenten, der Patente etc.), wie sie gemeinhin in den gängigen Rankings

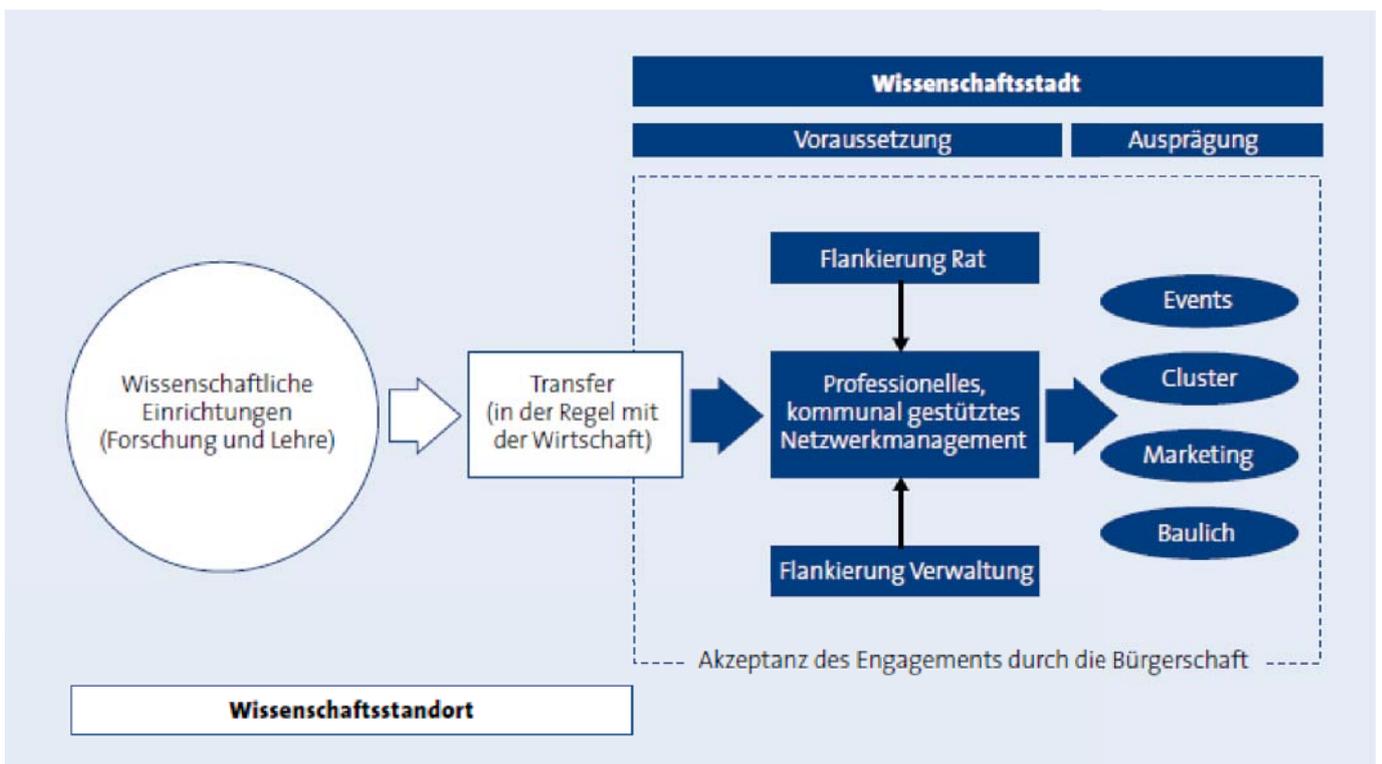


Abb. 2: Vom Wissenschaftsstandort zur Wissenschaftsstadt



erfolgt, sondern die strategische Verankerung des Wissenschaftsthemas auf Seiten des Akteurs Stadtverwaltung. Weiter wurde untersucht, ob die Teilnahme am Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ einen positiven Effekt auf die Netzwerkbildung in den Städten hatte und die Standortprofilierung über Wissenschaft unterstützt hat.

In der Befragung wurden primär die folgenden Aspekte untersucht:

- Verfügt die Stadt über ein Strategiekonzept, in dem sie Wissenschaft und Forschung als wichtigen Faktor der Standortprofilierung festschreibt?
- Wurde dieses Strategiekonzept, das konkrete Absprachen zwischen den Spitzen von Politik/Verwaltung und den Leitern der Wissenschaftsinstitutionen verlangt, über Stadtratsbeschlüsse politisch abgesichert?
- Gibt es in der Stadtverwaltung oder in den Wirtschaftsförderungs- oder Stadtmarketinggesellschaften feste Ansprechpartner für Wissenschaftsthemen oder sogar Wissenschaftsbüros?
- Von welcher Qualität sind die Netzwerkbeziehungen zwischen Wissenschaft, Stadt, Wirtschaft und Kultur?
- Sind diese Netzwerke fest etabliert, langfristig angelegt und durch regelmäßige Treffen der relevanten Akteure gekennzeichnet?
- Hatte die Teilnahme am Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ einen positiven Einfluss auf die Netzwerkbildung und auf die Standortprofilierung über Wissenschaft?

Typisierung der Wettbewerbsstädte

Verknüpft man diese Aspekte mit der Hebelwirkung, die die Wettbewerbsteilnahme entfaltet hat, dann lassen sich drei Gruppen von Städten abgrenzen: „Vorreiter“, „Profiteure“ und „Nachzügler“.

„Vorreiter“

Die kleine Gruppe der „Vorreiter“ (n=5) profiliert sich schon seit Jahren über Wissenschaft und hat durch den Wettbewerb keine nennenswerten Impulse erfahren. Die wissenschaftsbasierte Standortstrategie wird durch Stadtratsbeschlüsse abgesichert und mit vielen standortrelevanten Aktivitäten untermauert. Änderungen im Standortkonzept waren bei diesen Städten nicht mehr notwendig, da Entwicklungsstrategien längst existierten. Auch tragfähige Netzwerkstrukturen zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur und Stadtverwaltung waren vor der Wettbewerbsteilnahme längst etabliert. Auch gab es in den jeweiligen Stadtverwaltungen feste Ansprechpartner für wissenschaftliche Belange, die damit befasst waren, das Wissenschaftsmarketing zu organisieren, die Netzwerkbeziehungen zu pflegen und an der Entwicklung von Formaten der Wissenschaftskommunikation mitzuarbeiten.

„Profiteure“

Die Städte der zweiten Gruppe, die „Profiteure“ (n=17), sind dadurch charakterisiert, dass sie Wissenschaft als Zukunftsmotor erkannt haben, aber noch nicht alle Kriterien der Vorreitergruppe erfüllten. Wichtigstes Ergebnis war, dass die Teilnahme am Wettbewerb in dieser Gruppe die größte Hebelwirkung entfaltet hat. Zwar hatten Wissenschaftsthemen schon vor

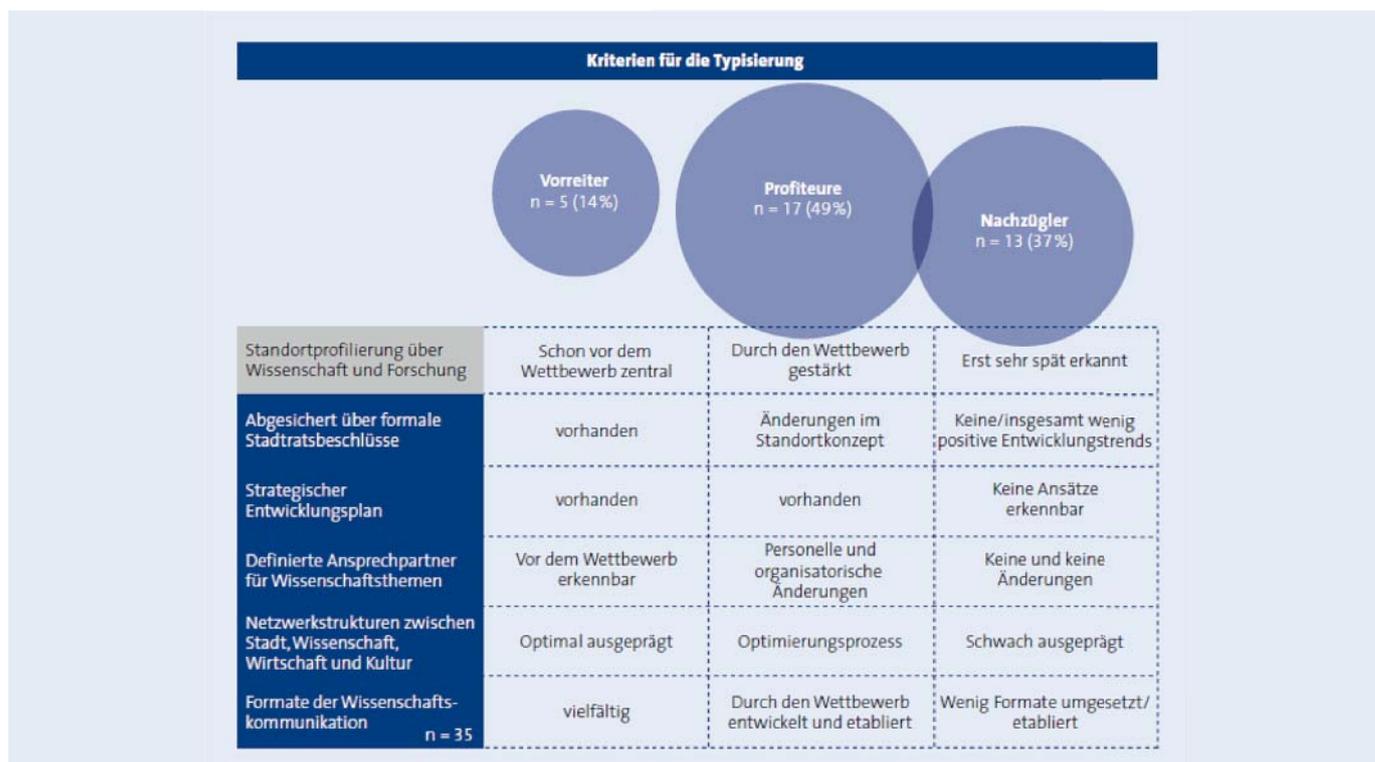


Abb. 3: Typisierung der Wettbewerbsstädte



der Teilnahme am Wettbewerb ihren Platz in der strategischen Stadtentwicklung, doch war im Zuge der Bewerbung eine deutliche Schwerpunktverlagerung erkennbar. Gleiches gilt für die Netzwerkstrukturen; auch diese gab es in Ansätzen schon vorher, sie wurden aber im Zuge der Bewerbung ausgeweitet. Es kam zu einer verstärkten Zusammenarbeit und es wurden feste Ansprechpartner für Wissenschaftsthemen installiert.

Im Idealfall sind einige der Netzwerke in feste Institutionen überführt worden: Branchenübergreifende Netzwerkstrukturen wie die „ForschungsRegion Braunschweig“, das „Netzwerk Dresden – Stadt der Wissenschaften“ oder der „Verein Rostock denkt 365°“ sind beispielgebend für die nachhaltige Institutionalisierung von Netzwerkstrukturen. Häuser der Wissenschaft wie in Bremen oder Braunschweig fördern ebenfalls den öffentlichen Dialog rund um die Wissenschaft und bieten einen Ort, an dem sich die Akteure treffen und Ideen entwickeln. Aber auch informelle Strukturen wie die „Jenaer Allianz für Wissen und Wachsen“ gewährleisten nachhaltige Netzwerkarbeit, die eine gemeinschaftliche städtische Positionierung über Wissenschaft und Technologie anstrebt.

Von den Wettbewerbsprofiteuren haben ferner 10 von 17 Städten ihre Wirtschaftsförderung oder das Stadtmarketing nach der Teilnahme am Wettbewerb neu ausgerichtet und konzentrieren sich heute verstärkt auf das Anwerben von Forschungseinrichtungen, internationalen Wissenschaftlern, Akademikern oder Studenten. 8 der 17 Teilnehmerstädte analysieren bereits in Form von Workshops oder Befragungen die Standortpräferenzen dieser Wissensträger und integrieren die Ergebnisse in Maßnahmen der Stadtentwicklungspolitik.

„Nachzügler“

Die Städte, die als „Nachzügler“ (n=13) charakterisiert wurden, befinden sich noch in der Planungsphase, was die strategische Einbindung der Wissenschaft in die Stadtentwicklung betrifft. In dieser Gruppe konnte die Differenz zwischen Wissenschaftsstandort und Wissenschaftsstadt besonders gut beobachtet werden. Einige Städte dieser Gruppe verfügen über exzellente Hochschulen mit zum Teil jahrhundertealter Tradition. Institutionenübergreifende Netzwerke oder eine wissenschaftsbasierte Stadtentwicklungsstrategie sind dagegen nicht vorhanden. Salopp formuliert, scheinen sich manche Städte auf ihrem guten Ruf, der sich der Vergangenheit verdankt, auszuruhen und überstrapazieren das beliebte Bonmot: „Wir haben keine Universität, wir sind eine Universität mit Stadt drumherum.“ (Eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Studie findet sich im Internet unter http://www.stadt-der-wissenschaft.de/pdf/stadt_der_wissenschaft_evaluationsbericht.pdf)

Analyse von Strategiemustern auf dem Weg zur Wissenschaftsstadt

Der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ hat erreicht, dass wissenschaftsbasierte Stadtentwicklung in zahlreichen Kom-

munen ein wichtiges Thema geworden ist. Zudem hat er etlichen Kommunen positive Veränderungen gebracht, indem dichtere und neue Netzwerke geschaffen wurden. Ein weiteres Ergebnis der Untersuchung des Wettbewerbs war, dass Städte unterschiedliche Strategien zur Positionierung nutzen. In einem Folgeprojekt wurden 16 Städte, die sich primär aus der Gruppe der „Profiteure“ rekrutierten, gebeten, ihre Strategien auf dem Weg zur Wissenschaftsstadt genauer zu beschreiben.

Aus der Analyse dieser 16 Praxisbeispiele lassen sich erste Strategiemuster ableiten. Dabei wird die Netzwerkbildung zwischen den Partnern – wie im Forschungsprojekt zu „Stadt der Wissenschaft“ beschrieben – als Basisstrategie betrachtet. Darauf aufsetzend profilieren sich einige der Städte primär über Events als Wissenschaftsstadt, andere konzentrieren sich auf bauliche Maßnahmen und wieder andere verfolgen eine Cluster-Strategie.

Prof. Dr. Stefanie Wesselmann (geb. Hohn)

Professorin im Studienbereich Öffentliches Management, Schwerpunkt Stadt- und Regionalmarketing, Hochschule Osnabrück

Die genaue Beschreibung der 16 Praxisbeispiele ist in einer Publikation des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft zur „Wissenschaftsbasierten Stadtentwicklung“ veröffentlicht worden, die kostenlos unter http://www.stifterverband.org/publikationen_und_podcasts/positionen_dokumentationen/wissenschaftsbasierte_stadtentwicklung/index.html bestellt werden kann.

Quellen:

Behr, Adalbert (2004): Universitäts- sowie Forschungs- und Entwicklungsstandorte als Faktoren der stadtreionalen Entwicklung. In: Matthiesen, Ulf: Stadtregion und Wissen. Wiesbaden, S. 223-250.

Florida, Richard L. (2004): The Rise of the Creative Class. Revised paperback edition, New York.

Franz, Peter (2007): „Knowledge Cities“ – Wachstumsstrategien und institutionelle Barrieren für Städte mit Wissenschaftseinrichtungen. In: Wirtschaft im Wandel, 13. Jahrgang, Institut für Wirtschaftsforschung Halle.

Kunzmann, Klaus, R. (2004): Wissensstädte: Neue Aufgaben für die Stadtpolitik. In: Matthiesen, Ulf (Hrsg.): Stadtregion und Wissen, S. 29-41.

Hohn (heutiger Name: Wesselmann), Stefanie/Meyer, Clas/Lisowski, Rainer (2010): Wissenschaftsstädte im Vergleich. Ergebnisse der empirischen Untersuchung des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“. In: Neues Verwaltungsmanagement, Stuttgart.

Matthiesen, Ulf/Bürkner, Hans-Joachim (2004): Wissensmilieus – Zur sozialen Konstruktion und analytischen Rekonstruktion eines neuen Sozialraum-Typus, in: Matthiesen, Ulf, Stadtregion und Wissen, Wiesbaden.

Matthiesen, Ulf/Mahnken, Gerhard (2009): Das Wissen der Städte. Neue stadtreionale Entwicklungsdynamiken im Kontext von Wissen, Milieus und Governance, Wiesbaden.

van Suntum, Ulrich/Spieker, Raphael (2006): Student Relations – Die ökonomische Bedeutung der Studierenden für die Stadt Münster. In: Berichte aus der angewandten Wirtschaftsforschung, 1/2006, Münster.